

Für unsere Kinder

Nr. 21 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Sehnen. Von Ferdinand Freitag. (Gedicht.) — Die Leuchtwürmchen und die Sterne. Fabel von Gottfried Keller. — Die Turbine als Spielzeug. Von A. Schulze. (Mit Abbildung.) — Die Söhne Haruns. Von Konrad Ferdinand Meyer. (Gedicht.) — Geschichtliches zu dem Gedicht Haruns Söhne. — In der Natur. Von B. D. — Kinderlied. Von Emma Böhl. (Gedicht.) — Die verzauberte Prinzessin. Von L. Bestlein. — Der Hahn im Korbe. Von L. Kurbacher. — Der Regenbogen. (Gedicht.)

Sehnen.

Aus den Sandliedern von Ferdinand Freitag.

Gleich' ich dem Strome, welcher tief
In einem Waldgebirg entsprungen,
Durch Länder und durch Reiche lief,
Und bis zum Meere vorgebrungen? —

O, tät ich's; — Mann geworden seht,
Begrüßt den Braus des Meers der seine,
Und doch in ew'ger Jugend neht
Sein Quell die Wurzeln heil'ger Haine.

○ ○ ○

Die Leuchtwürmchen und die Sterne.

Fabel von Gottfried Keller.

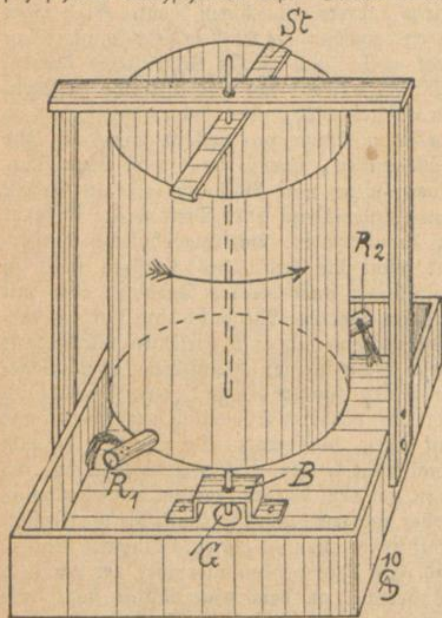
Zur Zeit der Abenddämmerung saßen drei oder vier Leuchtwürmchen in einer Wiese unter den Kräutern und Blumen, und man sah, wie sie geheimnisvoll die Köpfe zusammensteckten, emsig hin und her krochen und sich eifrig besprachen, so daß man glauben mußte, es sei etwas sehr Wichtiges im Werke. Als nun die Nacht auf die Felder und Fluren hernieder sank und die Sterne am Himmel erglänzten, da erklangen sie einen hohen Grashalm und sprachen zu den Sternen: „Ihr lieben Sternlein! Ihr müßt gewiß sehr müde sein von eurem allnächtlichen Wachen, drum geht einmal ohne Sorgen schlafen, wir wollen indes die Erde für euch beleuchten!“ Die Sternlein lächelten einander an und verbargen sich zum Späße hinter kleine Wolken; die Leuchtwürmchen aber glänzten die ganze Nacht hindurch aus allen Leibeskräften, und am Morgen meinten die guten Tierlein, sie hätten die Erde erleuchtet.

Die Turbine als Spielzeug.

Eine Maschine, die im Wirtschaftsleben der heutigen Kulturvölker eine große Bedeutung hat, ist die Turbine. Sie wird durch den Druck des Wassers in Bewegung gesetzt, ist also ein Wassermotor, der zum Antrieb aller nur denkbaren anderen Maschinen dient. Euch allen ist das gewöhnliche Wasserrad bekannt. Man sieht es ja noch häufig Schleifsteine drehen, Mühlen treiben, wo das Getreide zu Mehl verarbeitet wird, oder Sägemühlen, welche die Baumstämme zu Brettern schneiden. Ihr wollt wissen, warum baut man denn Turbinen, wenn man Wassermotoren in Gestalt von Wasserrädern hat? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Das gewöhnliche Wasserrad nützt die Kraft des Wassers nicht so vollständig aus wie die Turbine, oder mit anderen Worten: Wenn ich eine Turbine verwende, kann ich mit derselben Wasserkraft mehr Schleifsteine, Mühlsteine oder Sägemaschinen treiben — und dazu gewöhnlich noch mit größerer Schnelligkeit treiben — wie mit einem Wasserrad. Da wundert es euch denn nicht länger, daß man überall da, wo man mit dem Wasser sparsam umgehen muß, lieber eine teure Turbine kauft, die die Wasserkraft besser ausnützt als ein billigeres Wasserrad. Ein kleiner Sägmüller aber, der von dem Wasserfall, an dem seine Mühle steht, nur wenig braucht, der also Wasser vergeuden kann: der kauft sich keine teure Turbine, sondern zimmert sich ein billiges Wasserrad zusammen.

Um uns klar zu machen, wie eine Turbine durch Wasser in Bewegung gesetzt wird, wollen wir uns jetzt eine bauen. Wir bitten die Mutter um eine leere Konservendbüchse und eine Stricknadel; auch brauchen wir noch einen 20 bis 25 Zentimeter langen und 2 Zentimeter breiten, dünnen Blechstreifen, zwei kurze Stüchchen Rohr von etwa 10 Millimeter Durchmesser und je 5 Zentimeter Länge, drei Holzleisten und ein kleines Holzstückchen. Wenn wir das letztere nicht bekommen können, so muß auch ein Brettchen genügen und zwei darauf genagelte Holzlöcher, an denen wir den Galgen befestigen, der das obere Turbinenlager trägt.

Zunächst nehmen wir die Konservendbüchse und löten dort, wo der herausgeschnittene Deckel war, einen Blechstreifen St an. Wir machen das folgendermaßen: Von dem Blechstreifen schneiden wir mit Hammer und Meißel oder mittels einer alten Schere ein Stück ab, das einen halben Zentimeter länger ist als der Büchsendurchmesser. Dann nehmen wir genau die Mitte des abgeschnittenen Streifens und schlagen mit dem Hammer und einem Nagel ein so großes Loch durch, daß eine Stricknadel sich schwer durchschieben läßt. Genau in der



Mitte des Bodens der Büchse machen wir ein gleiches Loch und stecken die Stricknadel durch, so daß sie unten 5 Zentimeter hinausragt. Den abgeschnittenen und gelochten Blechstreifen biegen wir $2\frac{1}{2}$ Millimeter von den Enden gemessen rechtwinklig um, damit er etwas über den Rand der Büchse greift, wie auf der Abbildung zu sehen ist. Wir schieben ihn auf die bereits in der Büchse steckende Stricknadel und löten die über den Büchsenrand greifenden Enden des Blechstreifens an der Büchse fest. Wir bringen auch einige Tropfen Lötlösung innerhalb der Büchse an die Stricknadel, dort wo sie den Boden verläßt, legen ein Körnchen Zinn darauf und halten diese Stelle über die Lötlösung, so daß die Stricknadel nach der Lötung vollständig wasserdicht durch den Boden geht.

Unsere Konservendbüchse ist jetzt mit einer Drehachse versehen, und es bleibt uns nur noch übrig, links und rechts die Ausflußrohre für das Wasser einzusetzen. Wir nehmen eine spitz und scharf geschliffene Dreikantfeile, setzen sie ungefähr einen Zentimeter hoch über dem Boden der Büchse an, bohren durch nicht zu starkes Drücken und Drehen der Feile ein Loch und erweitern dasselbe, bis eines der oben erwähnten Rohrstücke hineingesteckt werden kann. An der gegenüberliegenden Wand der Büchse machen wir in gleicher Höhe ein zweites Loch, das dann das andere Rohrstück aufnimmt. Diese Rohrstücke sind in der Abbildung mit R_1 und R_2 bezeichnet. Bevor wir die Rohrstücke einlöten, müssen wir ihre vordere Öffnung verschließen und seitlich jeweils ein Loch einbohren, durch das dann das Wasser ausströmt. Diese eingebohrten Löcher sollen etwa 3 bis 4 Millimeter Durchmesser haben. Beim Einlöten in die Büchse ist darauf zu achten, daß das Wasser bei R_1 links und bei R_2 rechts ausströmt, wie es die Abbildung zeigt. Die vordere Öffnung der Rohre verschließen wir entweder mit einem Korken, oder wenn ihr geschickt genug seid, lötet ihr ein kleines Blechdeckelchen auf. Weil die Konservendbüchse auch aus Blech hergestellt und an einzelnen Stellen zusammengelötet ist, kann es leicht passieren, daß sie „auflötet“, wenn man sie ungeschickt oder zu lange über die Flamme hält. Um das zu vermeiden, tut man gut, die Ausflußrohren mit dem Lötkolben einzulöten.

Der Lötkolben ist ein Stück Kupfer, das ähnlich wie ein Hammer einen Stiel hat, nur muß der Stiel des Lötkolbens von Eisen sein; man hält ja den Lötkolben zum Wärmen ins Feuer oder über eine Flamme, und da würde ein Holzstiel verbrennen. Der Lötkolben darf höchstens so warm gemacht werden, daß er im Dunkeln schwach glühend erscheint. Dann bestreicht man die Stelle, die zum Erwärmen der zu lötenden Gegenstände benützt wird — man nennt diese Stelle „die Bahn“ des Kolbens — mit Lötlösung und hält Zinn daran. Dieses schmilzt, vereinigt sich mit dem Kolben, und erst dann, wenn die Bahn gut verzinkt ist, kann gelötet werden. Wir stecken also unsere Ausflußrohren in die gebohrten Löcher, tragen rundherum Lötlösung auf, legen ein Körnchen Zinn darauf und halten den heißen Kolben dagegen. Das Lötlösung zischt, verdunstet; das Zinn schmilzt und verbindet beide Teile. Ist der Kolben zu kalt geworden, um das Zinn überall richtig zum Schmelzen zu bringen,

so wärmen wir ihn wieder an. Daß am Kolben haftende Zinn oxydiert dabei* und wir machen die Erfahrung, daß trotz genügender Wärme des Kolbens das auf die Lötstelle aufgelegte Zinn nicht schmelzen will. Wir müssen zuerst diesen Oxydmantel entfernen; das geschieht am bequemsten, wenn wir mit dem Kolben über einen Salmiakstein streichen. Ihr wißt also jetzt auch, wie man mit dem LötKolben hantiert, und es bleibt euch nur übrig, der Mutter recht gute Worte und das Versprechen zu geben, ihre schadhafte Blechgeschirre zu löten, wenn sie euch dafür einen LötKolben von etwa 150 Gramm Gewicht kauft.

Nun zurück zu unserer Turbine. Das Lauf- rad ist jetzt fertig und es fehlt nur noch die Lagerung. Aus dem Rest unseres Blechstreifens biegen wir uns den in der Abbildung mit B bezeichneten Bügel zurecht, versehen ihn in der Mitte mit einem glatten Loch, durch das die Stricknadel gut durchgeht, und nageln ihn auf den Boden unseres Kistchens oder auf das oben erwähnte Brettchen. Unter diesem Bügel kitten wir ein Glasstückchen G fest, das der Stricknadelspitze als glattes, fast reibungsloses Gegenlager dient. Aus den drei schon erwähnten Brettchen zimmern wir uns den Galgen, der oben die Stricknadelachse führt. Es ist gut, wenn wir das dann ein ganz klein wenig anders machen, als wie die Abbildung angibt. Dort ist einfach ein Loch angegeben, durch das die Stricknadel hindurchgeht. Wir wollen aber das Loch etwa 6 Millimeter groß machen und auf dem Brett noch ein Stückchen Blech befestigen, mit einem kleinen Loch, so daß die Stricknadel nirgends das Holz berührt. Auf diese Weise erfährt die Achse beim Drehen in dem dünnen Blech weniger Reibung, als wenn sie in dem dicken Holze laufen müßte. Ist nun unsere Maschine genau wie auf der Zeichnung zusammengebaut, so füllen wir die Konservendbüchse mit Wasser; dieses strömt bei den seitlichen Rohroöffnungen aus und übt dabei einen so starken Rückstoß auf die Röhren aus, daß die Büchse dadurch in der Pfeilrichtung herumgedreht wird. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß je mehr Wasser ausströmt und je stärker der Druck des ausströmenden Wassers ist, auch der Rückstoß um so stärker sein muß und dementsprechend auch seine drehende Kraft. Könnten wir unseren Apparat so mit der Wasserleitung verbinden, daß das Wasser mit dem in der Wasserleitung

vorhandenen Druck hindurchströmen müßte, dann würde er sich viel rascher drehen. Manche von euch haben sicher schon auf Springbrunnen oder bei Rasensprengern solche Teile gesehen, die sich durch den Rückstoß des Wassers drehen. Ihr habt nun gelernt, daß die drehende Kraft bei unserer kleinen Turbine durch den Rückstoß des strömenden Wassers hervorgerufen wird. Bei den in der Technik verwendeten Turbinen kommt die Bewegung auf gleiche Weise zustande. Ich brauche euch wohl kaum zu sagen, daß diese großen Maschinen natürlich viel vollkommener durchgebildet sind als eine so kleine, die wir uns aus einer Blechbüchse und ein paar Brettchen zusammenbauen. Der Erfinder dieser Turbine war ein berühmter Gelehrter, der im Jahre 1751 die Sternwarte in Göttingen erbaute. Er hieß Segner, und deshalb wird diese Turbine auch das Segnersche Wasserrad genannt. A. Schütze, Ingenieur.

o o o

Die Söhne Haruns.

Von Konrad Ferdinand Meyer.

Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Affad, Scheherban:
 „Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muts begann?
 Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!
 Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie verteidigt ihr mein Leben?“

Assur ruft, der feurig schlante: „Schleunig werb' ich dir ein Heer,
 Zimmre Masten, webe Segel! Ich bevölk're dir das Meer!
 Rosse schul' ich. Säbel schmied' ich. Ich erbaue dir Kastele.
 Dir gehören Stadt und Wüste! Dir gehorchen Strand und Welle!“

Affad mit der schlauen Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
 „Sicher schaff' ich deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig.
 Daß du dich des Lebens freuest, bleibe, Vater, meine Sache!
 Ueber jedem deiner Schritte halten hundert Augen Wache!

„Wirte, Kuppler und Barbieri, jedem setz' ich einen Sold,
 Daß sie alle mir berichten, wer dich liebt und wer dir großt.“

* Was das bedeutet, könnt ihr in Nr. 11 nachlesen.

Harun lächelt. Zu dem Jüngsten, seinem Lieb-
ling, sagt er: „Ruhst du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter
Scheherban, was tust du?“

„Vater,“ redet jest der Jüngste, keusch er-
rötend, „es ist gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Vell
aus deinem Blut!

Leber ungezählte Lose bist allmächtig du auf
Erden,

Das ist Raub an deinen Brüdern — und du
wirfst gerichtet werden!

„Dein erhaben Loß zu sühnen, das sich türmt
den Bligen zu,

Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe nieder-
tauchen du!

Such' mich nicht! Ich ging verloren! Sende
weder Kleid noch Spindel!

Wie der Aermste will ich leben von der Arbeit
meiner Hände!

„Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich,
Herr, ein Maurer sein!

Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund
und Boden ein!

Jedem Hause wird ein Zauber, daß es un-
zerstörlich dauert,

Etwas Liebes und Lebend'ges in den Grund-
stein eingemauert!

„Hörst du die Straße rauschen unter deinem
Marmorshloß?

Morgen bin ich dieser Menge namenloser
Fischgenoff' —

Blickst du nieder auf die vielen Unbekannten,
die dir dienen,

Einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend
unter ihnen!“

**Geschichtliches zu dem Gedicht Haruns
Söhne.** Das Gedicht Konrad Ferdinand
Meyers führt uns nach dem im südlichen
Mesopotamien, am Tigris gelegenen Bagdad,
der Hauptstadt des großen Kalifenreiches.
Dort herrschte in den Jahren 786 bis 809
der Kalif Harun al Raschid, ein Zeitgenosse
Karls des Großen. Sein gewaltiges Reich,
das die ganze islamitische Welt jener Zeit um-
faßte, erstreckte sich mit Unterbrechungen vom
Indus über Nordafrika bis nach Spanien.
In den arabischen Städten stand unter seiner
und seiner Nachfolger Herrschaft Gewerbe
und Handel in hoher Blüte. Ein ungeheurer

Reichtum, die Erzeugnisse des ganzen Orients
(Morgenlandes), strömten in den Städten des
Kalifenreiches und vor allem in Bagdad zu-
sammen. Überall erstanden Moscheen, Pa-
läste und Gärten, aber auch Sternwarten,
Bibliotheken und Universitäten, das heißt Hoch-
schulen. Die Araber waren in jener Zeit das
gebildetste Volk der Welt. Sie besaßen nicht
nur bedeutende Kenntnisse in der Mathematik,
Sternkunde und Medizin, die seit alter Zeit
im Orient gepflegt worden waren. Sie waren
ebenso vertraut mit griechischer und römischer
Bildung und Wissenschaft. An ihren Univer-
sitäten wurde griechische Philosophie gelehrt und
die Werke der griechischen Weisen ins Arabische
und Syrische übersetzt. Dieser Reichtum und
die damit verbundene Kultur war jedoch wie
anderwärts auch nur im Besitz von einem
Teile des Volkes. Die große Masse lebte in
Armut und Unterdrückung und wurde ins-
besondere durch Steuern ausgezogen. Auch ließ
der Reichtum nicht allein Kunst und Wissen-
schaft erblühen, er steigerte auch die Genuß-
sucht und Weichlichkeit der herrschenden Klassen.
Von der märchenhaften Pracht der Hofhaltung
Harun al Raschids und seiner ruhmreichen Re-
gierung berichten viele Sagen und Märchen,
die sich bis auf unsere Tage erhalten haben.
Die berühmten Märchen von „Tausendund-
einer Nacht“ wurden in jener Zeit gesammelt.
Viele davon sind aber im phantasiereichen
Indien entstanden, zu dem Arabien damals
in lebhaften Handelsbeziehungen stand. Im
Mittelpunkt vieler Sagen steht der große
Kalif Harun al Raschid, der Gerechte, wie
ihn die Überlieferung nennt. Er wird ge-
schildert als das Ideal eines vollstümlichen
und volksfreundlichen Herrschers, der es nicht
scheute, sich verkleidet unter die Menge zu
mischen, um ihre Ansicht über seine Regierung
zu erkunden. Diese Sagen stehen mit der ge-
schichtlichen Wahrheit oft im Widerspruch.
Der Kalif, den uns das Märchen schildert,
ist viel weniger der wahre Harun al Raschid,
den uns die Geschichte zeigt, als das Bild
eines Herrschers, wie ihn das Volk in seiner
Armut und Unfreiheit sich wünschte. Die
glänzende Regierung des Kalifen machte einen
tiefen Eindruck auf die phantasievollen Araber.
Nach seinem Tode verwischten sich im Ge-
dächtnis des Volkes die Schattenseiten im
Charakter und der Regierung des Kalifen:
seine Raschheit und Habgier. Die Phantasie
aber legte ihm alle Eigenschaften bei, die ein
unterdrücktes Volk an seinem Herrscher gern

gesehen hätte. So ist die Sagengestalt des großen Kalifen von Bagdad entstanden, von dessen Söhnen uns der Schweizer Dichter erzählt.

o o o

In der Natur!

Ein herrlicher Sommertag neigte sich dem Ende zu, als zum erstenmal vom Aussichtsturm in den Müggelbergen bei Berlin mein Blick ins märkische Land schweifte. Welch prächtige Rundschau! Tief unten, bis heran an den Turm, wogte ein See schwarzgrüner Kiefern. Rotgolden leuchtete es aus ihm hervor, wie ein Goldschatz gleißt, wenn ihn die Sonne trotz des verhüllenden Wassermantels trifft. Und auch hier war der sinkende Feuerball der Urheber des Glanzes: sein Licht, das die braunen Kiefernstämme seitwärts traf, verwandelte sie scheinbar in blinkendes Gold. Über dem grün-goldenen Gewoge spannte sich in tiefer Bläue das Himmelszelt, das bald von der Sonne durchseilt war. Lustig widerspiegelte sich diese in den Fluten des vor mir liegenden, sanft gekräuselten Müggelsees. Mit seinem Saume schneeweißen Sandes hob er sich scharf ab vom dunklen Gewoge der Wälder. Segelboote schwammen wie riesige Schwäne auf dem grünen Gewässer. Bald glitten sie sanft dahin, bald überholten sie in rauschender Fahrt große Dampfer, hinter denen Rauchfahnen allmählich zerflatterten. Die am jenseitigen Ufer gelegenen Orte sandten rote Feuergrüße herüber: den Widerschein der Sonne aus den Fenstern der Häuser. Von diesen durch einen fast schwarzen Waldstreifen geschieden, ragten in dustiger Ferne die Türme Berlins empor. Sonst umher nichts wie Wald und Feld und Wasser. — — —

Lange stand ich versunken im Anblick der herrlichen Natur. Ich war allein auf der Turmplattform. Eine wohlthuende Ruhe herrschte hier zwischen Himmel und Erde; nur ein leises Summen und Surren wie aus weiter Ferne zitterte durch die mit Waldesduft geschwängerte Luft. In gierigen Zügen sog die von der Großstadtluft gemarterte Brust den köstlichen Balsam ein. Feuerig raste das Blut durch die Adern. Ein köstliches Wohlbehagen durchströmte mit ihm den Körper, jenes Gefühl, das einen in einer Sekunde Weinen und Lachen macht. Eine unaussprechliche Sehnsucht nach allem Guten und Schönen überkommt den Menschen in solchem Augenblicke: er gibt sich unbewußt

selbst die Versicherung, seine Kräfte in den Dienst einer guten und gerechten Sache zu stellen, ein erträumtes Ideal der Verwirklichung näher zu bringen. — — —

Zäh wurde ich plötzlich aus meinem Betrachteten aufgeschreckt. Die Plattform füllte sich im Nu mit einer Schar lachender, schwabender Menschen. „Wie himmlisch! — Welch herrlich Bild! — Wundervolles Panorama!“ Solche Ausdrücke des Entzückens schwirrten durch die Luft. Bums! Man hatte seinen Gefühlen Genüge getan, und abwärts wieder ging's. — Andere kamen, zwei Herren. Sie unterhielten sich über „Naturfragen“ und waren beide der Ansicht, die Natur wäre nur in der Entfernung schön. In der Nähe verlöre sie jeden Reiz. „Gott,“ meinte der eine, „wenn man, wie ich, jeden Tag Natur kneipen kann, dann wird man ihrer bald überdrüssig!“ Bums! Als er dies gesagt, zog er ein Brötchen aus der Tasche, biß herzhaft hinein und würgte den Bissen durch einen Zug aus seiner Kognakflasche. Dann entfuhr ihm der Ausruf: „Hier oben schmeckt's nochmal so gut!“

Was er noch weiter erzählte, weiß ich nicht. Mir kam mein Standort fast entheiligt vor, und ich verließ ihn nach einem letzten Blick auf die scheidende Sonne. Unterwegs dachte ich über das Erlebte nach. Hatte der Mann recht mit seinem Ausspruch über die Natur? Ich glaube es nicht, aber das Gegenteil davon. Die Natur gewinnt an Schönheit, in der Nähe betrachtet. Dies ist ganz erklärlich. Auf der Wanderung müssen weite Rundblicke das Auge ermüden, da beim Fortschreiten ein Bild das andere verdrängt, ehe es richtig erschaut ist. In der Nähe wird ganz naturgemäß der Blick auf Einzelheiten gerichtet, die in ihrer Mannigfaltigkeit so verschieden voneinander sind, so zahlreich vorhanden, daß Langeweile ihren Betrachter flieht. Fortwährend bieten sich neue Bilder, die in ihrer Kleinheit vom Geist schnell erfaßt werden. Und je aufmerksamer die Betrachtung, um so mehr neue Reize. Ein immer stärkerer Trieb zum Schauen und Genießen wird erweckt, das Verlangen, versteckter liegende Schönheiten zu entdecken. Man sucht solche aus dem weiten, schimmernden Sehfeld vor sich herauszuschälen und findet dabei — Welch Wunder! —, daß in der Natur Schauen und Genießen aus — Suchen besteht! Je mehr man sucht, um so mehr reizende Naturbilder erblickt man. Zum Schluß vereinigen sich diese endlich wieder zu einem großen Gesamtbild, das dann doppelt wirkt,

da seine Zusammensetzung bekant ist. „Suchet, so werdet ihr finden,“ ruft es uns ja auch aus der Bibel zu, jener Sammlung der wunderbarsten Dichtungen, die Menschengestalt je schuf. — Wie mancher, der verzweifelnd hinauszog in die weite Welt, fand in der Natur den Frieden, die Ruhe des Gemüths wieder. Er erkannte, daß auch sie, die gewaltige Schöpferin, nicht wild durcheinander schaffen kann: an ganz bestimmte Gesetze ist sie gebunden, an Gesetze, die ewig und unabänderlich sind. Sie vermag nicht, in der glühenden Sonne Afrikas den Boden mit Eis zu überziehen, sie kann nicht in des Nordpols eisiger Kälte Palmen gedeihen lassen. Auch der Natur bestimmen Umstände die Art der Arbeit und Wirksamkeit. Wer von uns großes Unglück erlitt, wem vielleicht lange, stillgenährte Hoffnungen fehl schlugen, der gehe hinaus ins Freie und suche dort Trost für seine Leiden. Keinem Menschen kann ein Werk gelingen, das seine Kräfte übersteigt, und wäre sein Eifer noch so groß! Selbst die Natur macht ja nicht Unmögliches möglich. Aber ihr Walten paßt sich den Umständen an, deren Vorteile ihr nutzbar werden. Was sich in der Natur unbewußt, aber gesetzmäßig vollzieht, das mag uns lehren, bewußt und gewollt zu handeln. Keine Entmutigung darf uns in Trägheitsesseln schlagen, wenn ein Ziel nicht im ersten Anlauf erreicht wird. Finden wir den Zweck, das Ziel einer Handlung für gut, für erstrebenswert, so darf uns nichts von ihrer Vollendung abhalten, so muß es heißen: entweder — oder! Die Kraft zur Arbeit finden wir in der Natur!

B. D.

○○○

Kinderlied.

(Nach der Melodie zu singen: „Ein Männlein steht im Walde.“)

Ich hab' euch was zu sagen,
Ihr lieben Kinderlein.
An schönen Sommertagen
Da woll'n wir lustig sein.
Wer da sitzt im Winkel still,
Wer nicht lustig springen will,
Den woll'n wir verklagen.

Was will er Trübsal blasen?
Nur hurtig aufgewacht!
Ich seh's an seiner Nasen,
Wie er schon heimlich lacht.
Kommt nur alle schnell heraus,

Zieht euch Schuh und Strümpfe aus,
Springt auf grünem Rasen!

So wollen wir denn springen
In heller Kinderlust,
Und Ringellieder singen
So recht aus voller Brust.
Wenn wir abends gehn nach Haus,
Woll'n wir noch den schönsten Strauß
Mit nach Hause bringen. Emma Böts.

○○○

Die verzauberte Prinzessin.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, der hatte zwei Söhne, einen guten, der hieß Hans, und einen bösen, der hieß Helmerich. Wie das aber so geht in der Welt, der Vater hatte den bösen mehr lieb als den guten.

Nun begab es sich, daß das Jahr einmal ein mehr als gewöhnlich teures war und dem Meister der Beutel leer ward. Er dachte er, man muß zu leben wissen. Sind die Kunden doch so oft zu dir gekommen, nun ist es an dir, höflich zu sein und dich zu ihnen zu bemühen. Gesagt, getan. Frühmorgens zog er aus und klopfte an mancher stattlichen Thür an; aber wie es sich denn so trifft, daß die stattlichsten Herren nicht die besten Zahler sind, die Rechnung zu bezahlen hatte niemand Lust. So kam der Handwerksmann müde und matt des Abends in seine Heimat, und trübselig setzte er sich vor die Türe der Schenke ganz allein, denn er hatte weder das Herz, mit den Zechgästen zu plaudern, noch freute er sich sehr auf das lange Gesicht seines Weibes. Aber wie er so dasaß in Gedanken versunken, konnte er doch nicht lassen hinzuhören auf das Gespräch, das drinnen geführt ward. Ein Fremder, der eben aus der Hauptstadt angelangt war, erzählte, daß die schöne Königstochter von einem bösen Zauberer gefangen gesetzt sei und im Kerker bleiben müsse ihr Leben lang, wenn nicht jemand sich fände, der die drei Proben löste, die der Zauberer gesetzt hatte. Fände sich aber einer, so wäre die Prinzessin sein und ihr ganzes herrliches Schloß mit all seinen Schätzen. Das hörte der Meister an zuerst mit halbem Ohr, dann mit dem ganzen und zuletzt mit allen beiden, denn er dachte: mein Sohn Helmerich ist ein aufgeweckter Kopf, der wohl den Ziegenbock barbieren möchte, so das einer von ihm heischte; was gilt's, er löst die Proben und wird der

Gemahl der schönen Prinzess und Herr über Land und Leute. Denn also hatte der König, ihr Vater, verkündigen lassen. — Schleunig kehrte er nach Hause und vergaß seine Schulden und Kunden über der neuen Mär, die er eilig seiner Frau hinterbrachte. Des anderen Morgens schon sprach er zu Helmerich, daß er ihn mit Roß und Wehr ausrüsten wolle zu der Fahrt, und wie schnell machte der sich auf die Reise! Als er Abschied nahm, versprach er seinen Eltern, er wolle sie samt dem dummen Bruder Hans gleich holen lassen in einem sechsspännigen Wagen; denn er meinte schon, er wäre König. Übermütig wie er dahinzog, ließ er seinen Mutwillen aus an allem, was ihm in den Weg kam. Die Vögel, die auf den Zweigen saßen und den Herrgott lobten mit Gesang, wie sie es verstanden, scheuchte er mit der Berte von den Ästen, und kein Getier kam ihm in den Weg, daran er nicht seinen Schaberack ausgelassen hätte. Und zum ersten begegnete er einem Ameisenhaufen; den ließ er sein Roß zertreten, und die Ameisen, die erzürnt an sein Roß und an ihn selbst krochen und Pferd und Mann bisßen, erschlug und erdrückte er alle. Weiter kam er an einen klaren Teich, in dem schwammen zwölf Enten. Helmerich lockte sie ans Ufer und tötete deren elf, nur die zwölfte entkam. Endlich traf er auch einen schönen Bienenstock; da machte er es den Bienen, wie er es den Ameisen gemacht hatte. Und so war seine Freude, die unschuldige Kreatur nicht sich zum Nutzen, sondern aus bloßer Lücke zu plagen und zu zerstören.

Als Helmerich nun bei sinkender Sonne das prächtige Schloß erreicht hatte, darin die Prinzessin verzaubert war, klopfte er gewaltig an die geschlossene Pforte. Alles war still; immer heftiger pochte der Reiter. Endlich tat sich ein Schiebenseiter auf, und hervor sah ein altes Mütterlein mit spinnwebfarbigem Gesicht, das fragte verdrießlich, was er begehre. „Die Prinzessin will ich erlösen,“ rief Helmerich, „geschwind macht mir auf.“ „Gile mit Weile, mein Sohn,“ sprach die Alte; „morgen ist auch ein Tag, um neun Uhr werde ich dich hier erwarten.“ Damit schloß sie den Schalter.

Am anderen Morgen um neun Uhr, als Helmerich wieder erschien, stand das Mütterlein schon seiner gewärtig mit einem Fäßchen voll Leinsamen, den es austreute auf eine Wiese. „Lies die Körner zusammen,“ sprach es zu dem Reiter, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit getan sein.“ —

Helmerich aber dachte, das sei ein alberner Spaß und es lohne sich nicht, sich darum zu bücken; er ging derweil spazieren, und als die Alte wiederkam, war das Fäßchen so leer wie vorher. „Das ist nicht gut,“ sagte sie. Darauf nahm sie zwölf goldene Schlüsselchen aus der Tasche und warf sie einzeln in den tiefen dunklen Schlosteich. „Hole die Schlüssel herauf,“ sprach sie, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit getan sein.“ Helmerich lachte und tat wie vorher. — Als die Alte wiederkam und auch diese Aufgabe nicht gelöst war, da rief sie zweimal: „Nicht gut! Nicht gut!“ Doch nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn die Treppe hinauf in den großen Saal des Schloßes; da saßen drei Frauenbilder, alle drei in dicke Schleier verhüllt. „Wähle, mein Sohn,“ sprach die Alte, „aber sieh dich vor, daß du recht wählst. In einer Stunde komme ich wieder.“ Helmerich war nicht klüger, da sie wiederkam, als da sie wegging; übermütig aber rief er aufs Geratewohl: „Die zur Rechten wähl ich.“ — Da warfen alle drei die Schleier zurück; in der Mitte saß die holdselige Prinzessin, rechts und links zwei scheußliche Drachen, und der zur Rechten packte den Helmerich in seine Krallen und warf ihn durch das Fenster in den tiefen Abgrund.

Ein Jahr war verfloßen seit Helmerich ausgezogen war, die Prinzessin zu erlösen, und noch immer war bei den Eltern kein sechsspänniger Wagen angelangt. „Ach,“ sprach der Vater, „wäre nur der ungeschickte Hans ausgezogen statt unseres besten Bubens, da wäre das Unglück doch geringer.“ „Vater,“ sagte Hans, „laßt mich hinziehen, ich will's auch probieren.“ Aber der Vater wollte nicht, denn was dem Klugen mißlingt, wie führte das der Ungeschickte zu Ende? Da der Vater ihm Roß und Wehr versagte, machte Hans sich heimlich auf und wanderte wohl drei Tage denselben Weg zu Fuß, den der Bruder an einem geritten war. Aber er fürchtete sich nicht und schlief des Nachts auf dem weichen Moos unter den grünen Zweigen so sanft wie unter dem Dache seiner Eltern; die Vögel des Waldes scheuten sich nicht vor ihm, sondern sangen ihn in Schlaf mit ihren besten Weisen. Als er nun an die Ameisen kam, die beschäftigt waren, ihren neuen Bau zu vollenden, störte er sie nicht, sondern wollte ihnen helfen, und die Tierchen, die an ihm hinaufkrochen, laß er ab ohne sie zu töten, wenn sie ihn auch bisßen. Die Enten lockte er auch ans Ufer, aber um sie mit Brotsamen zu füttern; den Bienen warf

er die frischen Blumen hin, die er am Wege gepflückt hatte. So kam er fröhlich an das Königsschloß und pochte bescheiden am Schalter. Gleich tat die Türe sich auf, und die Alte fragte nach seinem Begehre. „Wenn ich nicht zu gering bin, möchte ich es auch versuchen, die schöne Prinzessin zu erlösen,“ sagte er. „Versuche es, mein Sohn,“ sagte die Alte, „aber wenn du die drei Proben nicht bestehst, kostet es dein Leben.“ „Wohlan, Mütterlein,“ sprach Hans, „sage, was ich tun soll.“ Jetzt gab die Alte ihm die Probe mit dem Leinsamen. Hans war nicht faul, sich zu bücken, doch schon schlug es dreiviertel, und das Fäßchen war noch nicht halb voll. Da wollte er schier verzagen, aber auf einmal kamen schwarze Ameisen mehr als genug, und in wenigen Minuten lag kein Körnlein mehr auf der Wiese. Als die Alte kam, sagte sie: „Das ist gut!“ und warf die zwölf Schlüssel in den Teich, die sollte er in einer Stunde herausholen. Aber Hans brachte keinen Schlüssel aus der Tiefe; so tief er auch tauchte, er kam nicht auf den Grund. Verzweifelt setzte er sich ans Ufer; da kamen die zwölf Entchen herangeschwommen, jede mit einem goldenen Schlüsselchen im Schnabel, die warfen sie ins feuchte Gras. So war auch diese Probe gelöst, als die Alte wiederkam, um ihn nun in den Saal zu führen, wo die dritte und schwerste Probe seiner harrete. Verzagend sah Hans auf die drei gleichen Schleiergestalten; wer sollte ihm hier helfen? Da kam ein Schwarm Bienen durchs offene Fenster geflogen, die freisten durch den Saal und summten um den Mund der drei Verhüllten. Aber von rechts und links flogen sie schnell wieder zurück, denn die Drachen rochen nach Pech und Schwefel, wovon sie leben; die Gestalt in der Mitte umkreisten sie alle und surrten und schwirrten leise: „Die Mittlere, die Mittlere.“ Denn da duftete ihnen der Geruch ihres eigenen Honigs entgegen, den die Königstochter so gern aß. Also da die Alte wiederkam nach einer Stunde, sprach Hans ganz getroßt: „Ich wähle die Mittlere.“ Und da fuhren die bösen Drachen zum Fenster hinaus, die Königstochter warf ihren Schleier ab und freute sich der Erlösung und ihres schönen Bräutigams. Und Hans sandte dem Vater der Prinzessin den schnellsten Boten und zu seinen Eltern einen goldenen Wagen mit sechs Pferden bespannt, und sie alle lebten herrlich und in Freuden, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

2. Buchstein.

Der Hahn im Korbe.

Zur Zeit, da es noch Sitte war, Narren zu halten an den Höfen, hatte ein Fürst einen solchen Schalk, der wegen seiner lustigen Streiche und gescheiten Einfälle bekannt und beliebt war. Eines Mittags, da man zur Tafel ging, aber der Narr noch fehlte, sagte der Fürst zu den eingeladenen Herren, um den Narren mit guter Art züchtigen zu können, habe er einen Schwank im Sinne; es sollte jeder von ihnen ein Ei zu sich stecken und wenn er's befehle herfürbringen. Als sie nun sämtlich bei Tafel saßen und die Reden durcheinander liefen und überlaut wurden, rief der Fürst, scheinbar vor Unmut: „Das gackert und glücket ja, als wenn ein Hennenvolk beisammen wäre! Nun will ich aber auch die Eier sehen, die gelegt werden, geschwind!“ Und er wandte sich zum nächsten, der neben ihm saß. Der duckte und schmuckte sich also gleich und druckte und legte das Ei vor sich auf den Tisch. Desgleichen taten der andere, der dritte, die übrigen, sowie die Reihe an sie kam. Zuletzt war's am Narren, daß er ein Ei legen sollte. Der aber erhob sich auf seinem Stuhl und schlug mit den Armen als wie mit Flügeln und schrie: „Kikeriki!“ „Was will das?“ fragte der Fürst. „Ei,“ antwortete der Narr, „da, wo so viele Hennen sind, muß ja doch wohl auch ein Hahn sein.“ Dieser Einfall ergötzte den Herrn, und der Narr entging nicht nur der zugebachteten Züchtigung, sondern verblieb auch, was er bisher gewesen, der Hahn im Korbe.

Ludw. Kurbacher.

o o o

Der Regenbogen.

Es ist die wunderschönste Brück',
 Worüber noch kein Mensch gegangen,
 Doch ist an ihr ein seltsam Stück,
 Daß über ihr die Wasser hangen,
 Und unter ihr die Menschen gehn
 Ganz trocken und sich froh ansehen,
 Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
 Die Vögel sie durchfliegen kühn;
 Doch stehet sie im Sturme fest,
 Rein' Zoll und Weggeld zahlen läßt.

Verantwortlich für die Redaktion:
 Frau Clara Jettin (Hundel), Wilhelmstraße,
 Post Degerloch bei Stuttgart.
 Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.

o o o